

Der Körper des Präsidenten und der Volkskörper

Ulrich Haltern über das Phänomen Obama und über die politische Theologie der Vereinigten Staaten

Urs Hafner · Noch ist die «Obamania» nicht ganz abgeklungen, nicht in den Vereinigten Staaten und noch weniger in Europa. Selbst wer während des Wahlkampfes skeptisch war – machte der unerfahrene Barack Obama nicht vor allem mit salbungsvollen Phrasen von sich reden, während die routinierte Hillary Clinton ein realistisches Regierungsprogramm präsentierte? –, erlag dann doch dem Charisma des neuen Präsidenten. Vielleicht wird er die Welt ja doch noch retten.

Inspiziert von Ernst Kantorowicz

Ulrich Haltern muss spätestens im Juli 2008 zum Obama-Anhänger geworden sein, als in Berlin nicht wie erwartet zehntausend, sondern zweihunderttausend Menschen – darunter auch er, wie der Autor im Epilog seines Buchs «Obamas politischer Körper» erzählt – den Präsidentschaftskandidaten sehen und hören wollten. Doch die «Obamania»

DAS POLITISCHE BUCH

Ulrich Haltern: *Obamas politischer Körper*. Berlin University Press, Berlin 2009. 569 S., Fr. 49.50.

des Rechtswissenschaftlers ist eine besondere. In seinen kulturwissenschaftlich imprägnierten Analysen der Reden und Schriften des Politikers fördert er eine «Tiefenstruktur» der «amerikanischen sozialen Imagination des Politischen» zutage, die sich fundamental von den in Europa dominanten Vorstellungen unterscheidet.

Wie hat ein Schwarzer Präsident der Vereinigten Staaten werden können? Nicht mit einer Revolution, sagt Haltern, sondern durch Bewahrung. Obama wurzele mit seinem politischen Habitus so tief in der amerikanischen, massgeblich von Lincoln geprägten Tradition, dass es ihm gelungen sei, die Massen für sich zu gewinnen. Er habe das Kunststück fertiggebracht, in seinen Körper den Körper des Volkes derart «aufzunehmen», dass dieses sich mit ihm identifiziere – nicht mit einem weissen, Übergewichtigen und Pizza verschlingenden Körper also, sondern mit einem schwarzen, durchtrainierten, Sojasprossen verspeisenden. Obama habe die politische Leidenschaft des amerikanischen Volkes wiedererweckt und auf sich gezogen. Haltern scheut sich nicht, Ernst Kantorowicz' Untersuchung «The King's Two Bodies» heranzuziehen: Wie der mittelalterliche König repräsentiert Obama den Staat nicht nur, sondern er *ist* der Staat. Der König hat zwei Körper, den eigenen und den des



Bad in der Menge – ein Obama-Auftritt ist stets auch ein körperliches Ereignis.

CHARLES DHARAPAK / AP

Staats, und stirbt darum nie. – Die Amerikaner, wagt Haltern einen weiteren prägnanten Vergleich, dächten und fühlten den Staat katholisch, die Europäer dagegen protestantisch. Während der Einzelne jenseits des Atlantiks in einem kollektiven Souverän aufgehe, für den er sich zu opfern bereit sei und der ihm ein Leben jenseits des individuellen Todes schenke, sei der Europäer Mitglied eines ihn versichernden Rechtsverbands. Dort also die sakrale Einheit des politischen Körpers, hier eine Versammlung von Individuen; dort Transsubstantia-

tion, Wunder und Ritual, hier Repräsentation, Text und Diskurs; dort erotisierte Polit-Theologie, hier nur ein interessengeleiteter Liberalismus.

Der Unterschied zeige sich auch am Umgang mit dem Recht: Während sich die europäischen Staaten selbst im Konfliktfall ans supranationale Völkerrecht halten, zögen die Vereinigten Staaten das eigene dem internationalen Recht vor. Im Notfall schreckten sie nicht einmal davor zurück, Gewalt – Gegengewalt – über jegliches Recht zu stellen, wie ihre Reaktionen auf den 11. September

2001 gezeigt hätten. Von Bush abrückend, hat zwar Obama einige Exzesse der Terrorbekämpfung korrigiert, doch Haltern ist überzeugt, dass dieser in einer vergleichbaren Situation nicht viel anders handeln würde: Die Vereinigten Staaten sind nicht immer, aber manchmal – ein vor Leidenschaft vibrierender Kollektivkörper.

Ulrich Halterns Analysen haben einen unverkennbaren Fluchtpunkt: die Bewunderung des Politischen à l'américaine und – damit korrespondierend – das Bedauern darüber, dass die europäischen Demokratien und insbesondere das verrechtlichte Gebilde der Europäischen Union «das Heilige» aus der Politik verbannt haben. Haltern lehnt denn auch sowohl den Liberalismus als auch die deliberativen, kommunikations- und vertragstheoretischen Sozialphilosophien ab (Habermas, Luhmann, Rawls). Angesichts des vorherrschenden «anämischen Verfassungspatriotismus» befällt ihn beim Blick auf Obama an der Berliner Siegesssäule eine leise Melancholie: So sinnlich und lebendig könnte Demokratie sein. Doch der Rechtswissenschaftler stellt klar: Deutschland hat, nach dem Nationalsozialismus, den heiligen Schauer in der Politik definitiv desavouiert.

Die heilige Menschenwürde

Freilich kehrt das Heilige nach Auffassung des Autors in Europa wieder: als Menschenwürde. Sie throne etwa über dem deutschen Grundgesetz. Die Menschenwürde umschliesse indes nicht mehr den Körper des Kollektivs, sondern nur noch die Seele des Einzelnen. Die Folge seien manifeste «Identitätsprobleme», welche die europäischen Nationalstaaten heimsuchten. Das Politische sei «keine ungefährliche Imaginationsform», auch nicht in der europäisierten Variante. – Brauchten wir also doch eine Gegenreformation?

Wer sich über Halterns Flirt mit dem Politischen in seiner vormodernen Gestalt nur ärgerte, würde es sich zu einfach machen. Mag die pointierte Analyse auch manchen sachlich begründeten Widerspruch wecken, so trifft sie doch einen wichtigen Punkt: Die Vergangenheit ist nie vorbei, und vielleicht ist der König (oder ist es der Urvater?) tatsächlich nicht gestorben. Wie die Erfolge rechtsextremistischer Parteien zeigen, ist der Wunsch nach der allwissenden Autorität und der Verschmelzung mit einem grossen, vom «Fremden» gereinigten Ganzen lebendig. Dagegen helfen freilich – hoffentlich – nüchterne rechtsstaatliche Prinzipien mehr als das Beten des Rosenkranzes.

Das schwarze Baby

«Die Parks von Palilula» – der österreichische Schriftsteller Ludwig Fels entdeckt die Welt in einem Kind

Beatrice von Matt · Ludwig Fels, ungebärdig wie eh und je, klagt diesmal nicht an, oder nur am Rand. Er lobpreist, leidet, feiert, liebt. Ein Kind, geboren am 22. September 2007, krempelt das Leben seines Helden um. Von diesem Zeitpunkt an bis zum 3. März 2009 führt dieser ein Tagebuch über die grundstürzende Erfahrung. Der Tagebuchschreiber ist von Beruf Schriftsteller, 63 Jahre alt und wohnhaft in Wien – genau wie der Autor selber.

Wie Romane, Erzählungen, Stücke, Gedichte – das alles kennt man von Fels – geben fingierte Tagebücher eine eigene Kunstgattung ab. Dieses hier ist besonders spannungsreich angelegt. Es geht durch Höhen und Tiefen, ist Konfession und Reflexion in einem. Der Anschein der spontanen Niederschrift bleibt gewahrt, dank konsequent gesetzten Schnitten. Meditationen und Tagesberichte leuchten auf und brechen ab, werden jedoch über die Monate hinweg so dicht verknüpft, dass eine Physiognomie entsteht, die man so schnell nicht vergisst. Sie gehört einem alternden Dichter, einem heftigen Denker, dem der Glaube ans Schreiben abhandenkommt. Der Kunstcharakter der Komposition wird dabei nicht vertuscht: Die Tagesrapporte können in Verse münden, die sich

wie Gebete lesen und die einmal mehr den grossen Lyriker Fels unter Beweis stellen. Oder es fallen Zitate aus Büchern über Einwanderung und ferne Länder, welche die Notate kommentieren.

Wir werden in eine aussergewöhnliche Geschichte eingeweiht. Ein Mann hat genug von seinen folgenlosen Träumen. Zu diesen gehört Afrika, wo er nie war. «Aber ich komme von dort», sagt er. An einem ratlosen Nachmittag spricht er vor einem Fussgängerstreifen eine schwarze Immigrantin an und erfährt von ihren unendlichen Schwierigkeiten als Asylantin. Er unterstützt die schwangere Frau mit Gängen zu Wiener Ämtern und mit seinen nicht allzu reichlichen Geldmitteln. Die Geburt ihrer Tochter dann, «der plötzliche Mensch», stösst ihn hinein in eine Wirklichkeit, die ihm die Literatur bisher vorenthalten hat. Die Kleine mit dem Namen Udoka, «die Starke», schaut drein, als könnte sie den «Quell ihrer Existenz noch erahnen».

Darum geht es, um Existenz und deren verschüttete Wahrheit. Das nigerianische Neugeborene verhilft dem weissen Mann zu einer zweiten Geburt. Erinnerungen steigen auf an seine eigene, von den Jahren und den Büchern zugedockte Kind-

heit, an die Armut von damals, die Nöte seiner unverheirateten Mutter im Fränkischen. Udoka ist der Engel, der ihn zu seinen Ursprüngen zurückführt. Auch zur Herkunft seiner Frau R., die er – seiner Gedichte wegen – einst zu einer Abtreibung gedrängt hat. R. war als Säugling vor eine Klosterpforte gelegt worden. Als Ersatzgrossvater holt der Schriftsteller nun die Vaterschaft nach, schiebt beglückt den Kinderwagen durch die Parks von Palilula, den «balkanisiertesten Bezirk Wiens». R. stösst dazu, sobald es ihre Arbeit erlaubt. Ein religiöses Geschehen beinahe: Es fallen Hinweise auf Bethlehem und die Flucht nach Ägypten. Währenddessen betreibt B., Udokas Mutter, mehr schlecht als recht eine armselige Pinte für schwarzafrikanische Gäste. Es ist der gleiche verrauchte ebenerdige Raum an einer Ausfallstrasse, in dem sie mit dem Kind auch wohnt.

Einmal mehr bricht er hier auf, der alte Streit zwischen Poesie und sogenannter Wirklichkeit. Einst hat dieser Schreiber alles Leben von der Dichtung erhofft. Jetzt siegt ein schwarzes Baby mit seinem Milch- und Honiggeruch über die Sätze, die sowieso zu nichts führten. Wenn B. ihrem Gönner verbietet, das Kind auszuführen, was

manchmal geschieht, dann leidet er «wie ein sterbender Hund». Die Hölle sei es, «mit schwärenden Flügeln am Schreibtisch zu kleben». Auch seine Frau meint, er solle aufhören zu schreiben. Die Leute hätten andere Probleme als Literatur. Das Kind sei ihm geschickt worden, damit er begreife, dass man sich nicht davonstehlen könne, wenn es ums Leben gehe.

Im wilden, kruden Zugriff auf die Sprache erinnert Ludwig Fels an den verstorbenen Wolfgang Hilbig, der sein proletarisches Herkommen auch manchmal zu verraten glaubte, wenn er schrieb. Für seinen Zwiespalt hat Fels ein Thema herangezogen, das seit Jahren auf der Strasse liegt und doch noch kaum je aufgegriffen worden ist: die Asylanten und ihr Elend in Europa. So ist ein bewegendes Stück Literatur entstanden, dem einige Klischees – gerade in der oft pauschalen Aburteilung der westlichen Zivilisation – nicht allzu viel anhaben. Auch schadet es nur wenig, wenn der Dichter gelegentlich gar zu laut schreit, um den Lesern seine Wahrheit beizubringen.

Ludwig Fels: *Die Parks von Palilula*. Roman. Verlag Jung und Jung, Salzburg 2009. 256 S., Fr. 37.90.

The Dolder Grand

Das schönste Package kommt nicht im Geschenkpapier.

«Be my grand Valentine»
Eine Übernachtung inklusive Garden Breakfast, 4-Gang-Dinner im Garden Restaurant, romantische Abendüberraschung im Zimmer, Massage oder Facial nach Wahl, ab CHF 1'360.00 für zwei Personen. Gültig am 13. und 14. Februar 2010.

The Dolder Grand Tel +41 44 456 60 00 www.thedoldergrand.com

The City Resort of Zurich since 1899